



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

1. Der Herzog von Burgund

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

1. Der Herzog von Burgund

Das Haus Habsburg stammte vom Oberrhein. Es war in Österreich zu fürstlicher Macht gelangt, hatte von hier aus schon in den Tagen Rudolfs von Habsburg die größeren Möglichkeiten des Donauraumes mit den natürlichen Bindungen an Böhmen und Ungarn ins Auge gefaßt, um in der Folge zunächst doch wieder dem Schicksal aller dieser deutschen Fürstenhäuser von den Merovingern bis zu den Wittelsbachern und Welfen zu verfallen, der Selbstzerrüttung durch Erbteilungen. Der König und Kaiser Friedrich III, ohnmächtig im Reich, zumal er sich in die habsburgischen Länder mit seinem Vetter Sigismund von Tirol teilen mußte, verlor zeitweilig auch das Kernland Österreich an den König Matthias Corvinus von Ungarn, der 1485 in seine Residenz Wien einzog und diese Machtstellung bis zum Tode 1490 behauptete. Friedrichs einziger Sohn Maximilian, der Großvater Karls V, hätte deshalb noch lange nur einer bescheidenen Zukunft entgegengesehen, wenn ihm nicht mit Marie von Burgund die Hand der reichsten Erbin des damaligen Europa zuteil geworden wäre.

Zwar die Macht ihres Vaters, Karls des Kühnen, war begrenzt, sein Fürstentum zerrissen und uneinheitlich. Indessen das dynastische und raumpolitische Verhältnis zu Frankreich und England, die Lage am Kanal, die wirtschaftliche Blüte seiner Länder und der Reichtum seines Hauses an Schätzen aller Art schienen ihm und seinen Erben den höchsten Glanz der Herrschaft und ungemessene Aussichten auch auf die große Politik zu gewähren. Nirgends in Europa gab es um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Medici sich erst erhoben, die Päpste noch um ihre Residenzstadt kämpften, Frankreich sich mühsam aus dem englischen Krieg erholte und England selbst den Kämpfen der York und Lancaster entgegenging, derartige Schätze an Varmitteln, an Edelsteinen, Gold- und Silbergeschirren, Prunkstücken und Kunstwerken aller Art, wie am Hofe von Burgund.

Die Familie bildete die jüngere Linie des französischen Königshauses. Sie besaß das Kronlehen des Herzogtums Burgund mit Dijon und den berühmten, heute zerstörten Grabstätten des Geschlechts in der nahe gelegenen Karthause, sowie andere französische Lehen in den Küstenlandschaften von Flandern, Ar-

tois und Picardie mit Arras, Lille, Ypern, Gent und Brügge. Sie besaß dazu als deutsche Reichslehen die Freigrafschaft Burgund, die sogenannte Franche Comté mit Dôle und Besançon, sowie, an Flandern östlich anschließend, das nicht minder reiche Brabant mit Brüssel, Löwen, Mecheln und Antwerpen, weit nach Norden ausgreifend bis Hertogenbosch an der Maasniederung. Südlich davon den Hennegau mit Mons und Valenciennes; dann Namur an der Maas und weiter östlich die zu Herzogtümern gewordenen alten Grafschaften Luxemburg und Limburg. Endlich die weiten Schiffer- und Händlerlandschaften im Rheindelta und nördlich davon; insbesondere die einstweilen noch bescheidenen, wasserdurchspülten Flächen von Holland und Seeland mit Amsterdam, 'sGravenhage, Leiden und Delft, nebst Vere und Middelburg auf den südlichen Inseln. Alle diese Lande waren seit 1369 nach und nach durch Heirat oder Kauf von den letzten Dynastien der Grafen von Flandern und Luxemburg, der Herzöge von Brabant und Limburg, sowie den wittelsbachischen Erben im Hennegau, in Holland und Seeland erworben. Ein lockeres Gefüge von Herrschaften, wie überall auf dem Boden dieses fränkisch-deutschen Reiches; bewohnt von einem Adel auf Grundherrschaften und Schlössern, über Bauern und Knechten; von einer vielfach längst nach Norden, Süden und Osten im Weltverkehr stehenden selbstbewußten Bürgerschaft; durchsetzt von geistlichen Gebieten, vor allen den großen Hochstiften von Cambrai an der Grenze von Deutschland und Frankreich, — von Lüttich, das sich in weitem Bogen zwischen Hennegau und Luxemburg nördlich bis Maaseyk erstreckte, — und von Utrecht, dessen östliches Oberstift von dem westlichen Niederstift durch die große noch reichsunmittelbare Grafschaft Geldern getrennt wurde. Die Stifte, besonders das Oberstift Utrecht (Overijssel), und Friesland mit Groningen waren einstweilen noch freie Reichsstände, wenn auch gleich Geldern längst in die politischen Kombinationen Burgunds hineingezogen. Hatte doch sogar Cleve am Niederrhein mit seiner Dynastie wenigstens den höfischen Anschluß an Burgund gefunden.

Die Niederlande und Burgund

Nach Bevölkerung, Sprache und Wirtschaftsformen waren alle diese Länder ebenso uneinheitlich, wie nach ihrer politischen Vergangenheit. Aber es lag darin auch ein Teil des Reichtums ihrer Kultur, wie eine reizvolle Fülle staatlicher Aufgaben. Von Flandern und Artois bis Brabant alte Industriegebiete, durch die Seehäfen in Verbindung mit der weiten Welt, getragen von bedeu-

tendem Import und Export, vor allem an Wolle und an Luchen. Von Süden her berührte sich hier der italienische Handel mit dem englisch-schottischen und dem hanseatischen des Nordens. Nach Portugal und Castilien ging es westwärts, wie auf den Schiffen der Hanse tief in den baltischen Osten. An dem östlichen Handel beteiligten sich längst auch auf eigenen Schiffen die holländischen und friesischen Landschaften; die overysselschen Städte Kampen, Zwolle und Deventer in alter Verbundenheit mit der Hanse, die aufstrebenden Holländer und Seeländer gegen sie. Die Fischer und Schiffer brauchten Salz und Holz, und das ganze flache viehreiche Land bedurfte längst auch eines Zuschusses an Getreide.

Staatspolitisch gehörten die gewichtigsten Teile der Herrschaft allerdings zum Deutschen Reiche. Flandern hatte sich wenigstens von Frankreich freigekämpft, ohne zunächst noch aus der Gerichtsbarkeit des Parlaments von Paris ausgelöst zu sein. Aber der Vertrag von Arras zur Sühne des Mordes an Johann ohne Furcht und zur Herstellung des Friedens mit Karl VII (1435) hatte umgekehrt dem Herzog in Frankreich eine ganz außerordentliche Stellung verbrieft. Ihm waren nicht nur Boulogne, Artois und die Landschaften an der Somme ausdrücklich zugestanden, sondern für alle seine Lehen auch die Freiheit von der Huldigung. Das war wie eine Auslösung aus dem französischen Reiche. Gleichwohl beanspruchte die burgundische Dynastie nach wie vor in Frankreich den ersten Platz neben der Krone. Orléans und Bourguignons, Ludwig XI und der Herzog von Burgund, standen auf gleicher Stufe mit den Königen von England, die ja noch die Krone von Frankreich im Titel führten. Von hier aus ist das wechselnde Verhältnis Burgunds zu den beiden Kronen ursprünglich als eine innerstaatliche Angelegenheit zu betrachten, die aber unmerklich in ein außenpolitisches Verhältnis überging. „Majestät“, sagte der Herzog von Burgund zum König von Frankreich, wenn sie zusammen waren; aber eben deshalb träumte Karl der Kühne von einem unabhängigen Königtum Großburgund, von einer dauernden Festsetzung in Geldern, einer breiten Verbindung der Niederlande mit der Franche Comté und Burgund durch das Herzogtum Lothringen, und Erwerb einer Machtposition an den Vogesen und am Jura durch Übergreifen in das habsburgische Elsaß und in den Bereich der noch vorwiegend bäuerlichen Schweizer Eidgenossen. Eben das Verlangen nach Rang-erhöhung und europäischer Anerkennung hatte Karl den Kühnen dem Kaiser Friedrich genähert und schließlich in das Verlöbniß seiner Tochter mit Maximilian willigen lassen.

Das alles war auch für die innere Entwicklung seines Staates wichtig. Mußte das Streben einer kühnen Staatsführung zunächst auf die räumliche

Abrundung des Herrschaftsgebietes gerichtet sein, so galt es für den Herzog nicht minder die Lande innerlich zu vereinheitlichen, sowohl durch festere Zugehörigkeit zur Dynastie wie durch die Umbahnung geschlossener Verwaltungseinrichtungen für Rechtspflege und Finanzen.

Beides lag im Sinne hervorragender Diener der Herzöge und in den Traditionen ihres Hauses.

Der aufstrebende Staat war gewiß in vielen Zügen modern, weil die gemischte Wirtschaft und ein lebhafter Verkehr entwickelte Formen des Handels und eine Weiträumigkeit der Interessen mit sich brachten, vergleichbar denjenigen der damaligen italienischen Stadtstaaten. Aber im Gegensatz zu deren historisch bedingter, wenn auch unerfüllter Nationalitätsidee und im Gegensatz erst recht zu den wirklich schon auf dem Wege zu Nationalstaaten befindlichen Reichen von England und Frankreich stellte Burgund noch ein recht mittelalterliches Machtgebilde dar. Je mehr dieser sprachlich gemischte Staat nicht nur das kirchliche Gefüge, sondern auch ein gut Teil der historischen Traditionen und der städtischen wie der ritterlichen Kultur seiner Nachbargebiete diesseits und jenseits des Kanals teilte, um so mehr lag in der dynastischen Idee das entscheidende Moment der Einheit. Es wurde verstärkt durch ein Beamtentum, das auch später noch zu einem beträchtlichen Teil aus der Franche Comté stammte und jedenfalls den einzelnen Landschaften fremd war. Der studierte Nachwuchs kam aus der einzigen Universität des Landes, aus Löwen, aber auch aus dem ferneren Ausland. Römischrechtlich geschult brachte er eine höhere Staatsidee allgemeiner Art mit, ohne sie voll durchsetzen zu können.

Dem stärker wirkte vorerst der ritterliche Dienst bei Hofe, der die Führer des Landadels sowohl mit der Dynastie wie untereinander verknüpfte, vielfach freilich auch noch mit dem Auslande. Überall die weitesten politischen Verbindungen und zugleich die Tendenz auf Zusammenschluß der Länder zu einem Staat.

Die höfische Kultur

So gelang die Vereinheitlichung der burgundischen Herrschaft am ehesten durch den Hof und seine ritterliche Kultur. Noch waren und blieben ja für geraume Zeit alle diese deutschen wie französischen Länder durch den Adel regiert. Städte und Bürgerschaften waren erwünscht und wurden gefördert, weil sie Geld ins Land brachten und den Wohlstand trugen und mehrten; auch weil sie als Burgen und Besatzungen allein wirklich militärische Widerstandskraft besaßen.

Aber sie hatten bei weitgehender, wenn auch oft umstrittener Selbstverwaltung, abgesehen von Zeiten innerer Unruhen, keinen Anteil am politischen Regiment. Dieses lag ausschließlich bei den Herren. Auch die Geistlichkeit hatte hier zu Lande geringere Bedeutung. Die Abteien waren alle landsässig geworden und die großen Stifte in zunehmende Anlehnung an die Dynastie gebracht. Nicht, daß sie schon gänzlich abhängig gewesen wären und nicht Herde von Aufspaltungen werden konnten wie Lüttich und Utrecht. Aber wenn man liest, wie Bastarde von Burgund, selbst wieder mit stattlicher Kinderchar, die Bischofsstühle inne hatten, so erkennt man die Wege, auf denen sich die Einfügung in das Herzogtum vorbereitete. Jean de Bourgogne, der Bruder des Herzogs, war Bischof von Cambrai trotz seiner siebzehn Kinder; die Söhne Philipps des Guten, David und Philipp de Bourgogne, Bischöfe von Utrecht.

Nur in der geistigen Kultur behielten die Kleriker ihre Führerstellung aus älteren Kräften, und wenn unter den Prälaten die ritterliche Lebensart nach den Traditionen ihrer Familien überwog, so schufen umgekehrt die niederen Schichten der kleinen Klöster und Häuser nicht ohne Zusammenhang mit dem aus Italien übernommenen und vertieften Schulhumanismus eine neue Kulturschicht von geistiger Sauberkeit und gedanklicher Verinnerlichung, aus der auch das religiöse Leben Schutz gegen Entartung und die Möglichkeit höheren Auftriebs gewann. Aus der Tiefe des Volkstums brachte die Laienfrömmigkeit in Beginentum, in Schulerziehung und in dem Schrifttum von der Nachfolge Christi tieffarbige Blüten von herber Schönheit hervor. Die Heimat dieser religiösen Kultur war vor allem der Osten des alten Bistums Utrecht, niederfränkisch-sächsische Landschaften.

Indessen, so sehr der Hof durch seine Kapelle, seine kirchliche Betätigung, sowie durch seine Kanzlei in Fühlung blieb mit den Möglichkeiten dieser geistigen Haltung, so beherrschte ihn doch in erster Linie jene ritterliche Kultur, die uns neuerdings in ihrer herbstlich bunten, etwas überständigen Art von einem späten Sprossen der schönen Geistigkeit dieser Lande sehr nahegebracht worden ist. „Herbst des Mittelalters“ ist kaum ein allgemeiner Begriff und schon auf die Städte nur bedingt anwendbar. Aber die ritterliche Gesellschaft stellt sich uns in der Tat in dieser Überreise dar. Man wird nur darauf zu achten haben, woher die Triebe ihre Nahrung zogen, die unter dem absterbenden Laube doch wieder strobend aufschließen sollten.

Die literarische Mode der burgundischen Gesellschaft war der „letzte Ausklang der großen mittelalterlichen Literatur Frankreichs“, in Gedanken und Formen konventionell und verbraucht, wenn auch stellenweise noch immer nicht

ohne Bravour. Noch immer dieselbe Freude an der Allegorie. Wie die Heiligen in Tugenden, so wurden die Tugenden und Laster in lebendigen Figuren dargestellt und phantastisch ausgestattet. In dasselbe Ritterkostüm steckte man die Herkules, Jason, Paris und Alexander; nicht minder die Josua, David, Cäsar, Artus, Lanzelot und Karl den Großen. Ehre, Abenteuer und Ruhm in ermüdender und doch zum inneren Besitz gewordener Verherrlichung. Die Damen distanziert, wie die ängstlich umhagten hochfürstlichen Töchter und Schwestern; Dichtung und höfisches Leben auch hier in greifbarer Wechselwirkung. Neben Hofkaplänen und Sekretären waren die Ritter selbst Träger dieser Literatur, vom Oberhofmeister Olivier de la Marche bis zum Junker von der Art des Claude Bouton, der noch um 1520 den *Miroir des dames* schrieb. Dem entsprachen die berühmten Bibliotheken dieser Herren, des Grand Bâtard Antoine de Bourgogne, Herrn de la Roche in den Ardennen, des Bischofs Philipp von Utrecht, des Lodewijk von Gruthuys, ersten Kammerers der Maria von Burgund, nicht zu vergessen die Bibliothek der Herzöge am Hofe von Brüssel selbst. Das Französische herrschte so gut wie ausschließlich. Selbst der Blame Chastellain schrieb nur in französischer Sprache, der sich auch die deutschen Fürsten, die in diese Kultur eintraten, wie die jüngeren Herren von Cleve, Baden und der Pfalz, sogar der Kaisersohn selbst, Maximilian, mit seinen Kindern und Enkeln wie selbstverständlich bedienen sollten.

Ein besonderes Kleinod des Landes war die neue Kunst der Tafelmalerei, die gewiß auch von der nordfranzösischen Miniaturkunst ihren Ausgang genommen hatte. Andachtsbücher aller Art kamen jetzt vorwiegend aus diesen Landschaften. Prachtstücke unserer Bibliotheken sind die „Stundenbücher“ mit auserlesenem Buchschmuck und man hat das Gefühl, daß die Intimität dieser Andachtsmittel nicht ohne inneres Verhältnis gewesen sei zu dem religiösen Bedürfnis — wenn auch nicht immer ihrer Benutzer. Nun gewann diese verinnerlichte Kunst in den Gebrüdern van Eyck und ihren Nachfolgern eine Größe und Leuchtkraft, in der die menschliche Seele selbst wie nie zuvor in der Geschichte der Kunst ihre innere Wärme mitzuteilen schien. Hier war wie in der religiösen Vertiefung der Brüder vom gemeinsamen Leben der Anteil der eigentlich deutschen Landschaften von der Maas bis nach Flandern ganz unverkennbar. Gleich den eindringlichen humanistischen Lehrern derselben Landschaften strebte man nach einer unerhörten Sauberkeit in der Beobachtung und Wiedergabe des geistig Aufgenommenen; — auch in der Malerei ein fast philologisches Sichversenken in das Einzelne. Gent, Brüssel und Brügge haben noch heute die Perlen dieser Kunst in ihren Kirchen und Spitalern. Daß sie auch aus dem

Rheinland die besten Kräfte an sich zogen, lehrt Hans Memling, dessen Werke aus den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts im Johanneshospital von Brügge vielleicht die letzte Höhe dieser burgundischen Kunst darstellen. Hier wird etwas von der deutschen Unterwanderung in der französisch-burgundischen Kultur wirklich sichtbar, deren Auswirkungen sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts noch steigerten.

Diese Meister und ihr Einfluß sind auch nicht wegzudenken aus den Fabriken der durch alle Lande verbreiteten Gobelins, in die jene ritterlich kostümierte Mythologie und Romantwelt gestaltungsfroh ausströmte. Sie sind auch nicht wegzudenken aus den Figuren und farbigen Aufzügen, Schaustellungen und Festen der Fürsten.

Nichts gibt uns ein so anschauliches und sprechendes Bild vom Hofe wie sein höchster Schmuck, der Orden vom Goldenen Vlies — ein Nachkömmling der Ritterorden aus der Kreuzzugszeit und zugleich die erste europäische Form höfischer Dekoration. In seinem Hochzeitstage, dem 11. Januar 1430, hatte Philipp der Gute den Orden gestiftet „aus Liebe zum Rittertum, zum Schutz und zur Ausbreitung des christlichen Glaubens“. Der Herzog versammelte um sich die Herren von Geblüt und den höchsten Adel seiner Lande; einzeln auch auswärtige Souveraine. Symbol war das Goldene Vlies der Argonauten, von Jason und dem Kreis der mittelalterlichen Trojaner-Sagen her geläufig, ausgedeutet auf Abenteuer und Ritterruhm, auf sprühende Latenlust, gleich den Schlagsen und Feuersteinen, den fusils und cailloux der Ordenskette — oder, in das Christliche umgedeutet, als das Vlies Gideons, in das sich der Tau des Himmels herabsenkte. In scharlachroten, mit Zobelpelz gefütterten Mänteln schritten sie einher; darüber die schwere goldene Kette. Sie hielten ihre Kapitel in den Chorräumen der Kathedralen, und man findet noch heute, etwa in Notre Dame zu Brügge oder in St. Rombaut zu Mecheln, die Wappenschilder der erlauchtesten Herren über dem Chorgestühl oder an den Wänden in langen Reihen. Ausgeschlossen von dem Orden blieben „Ketzer, Verräter und Feiglinge vor dem Feinde“. Der Orden sollte auch das sittliche Leben der Ordensbrüder überwachen und verband mit jedem Kapitel die allgemeine Rüge, der alle unterstanden, auch der Souverain. Einzeln mußten sie abtreten und nachher durch den Kanzler des Ordens in Lob und Tadel die Meinung des Kapitels geziemend entgegennehmen. Die gleichzeitigen Protokolle ergeben, daß man mehr als ein Jahrhundert lang danach verfuhr. Die Ritter waren auch die ersten Berater ihres Fürsten; ohne Rat der Ritter, die ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten, durfte er keine Kriege führen.

Dem förmlichen Ideal des Ordenslebens entsprach das Verhältnis der Herzöge zu Religion und Sittlichkeit. Theologie hat daran geringen Anteil. Auch gegenüber den himmlischen Mächten verhielt man sich höfisch, förmlich und korrekt. Man hielt die Fasten und Gebetszeiten; man gab Almosen und ließ in derselben Noblesse für die Angehörigen des Hofes vom Edelmann bis zum Küchenjungen je nach dem Range 500, 300 oder 100 Messen zu ihrem Seelenheile lesen. Der Geschichtsschreiber Philipps des Guten zog einmal die Bilanz zwischen den tugendhaften Eigenschaften seines Fürsten und den Fehlern, und er fand am Ende, daß sein Herr für die Hölle doch zu gut gewesen sei. Dem wie im Kapitel des Goldenen Blieses, so durften auch sonst die geistlichen Herren ihr Kügerecht freimütig spielen lassen. An einem Andreastage predigte der Bischof von Chalons im Schlosse von Hesdin vor dem Herzog und der Herzogin inmitten des Hofes. Er wollte einer Dame, genannt „Fürstenehre“, begegnet sein, die aus dem Reich und Frankreich, auch aus Burgund verjagt sei durch vier rohe Burschen, welche die Schwächen der Herzöge und ihrer Umgebung in drastischer Symbolik repräsentierten, Faulheit, Sinnlichkeit, Schmeichelei und Erpressung.

Den engen Kulturzusammenhang dieses burgundischen Rittertums mit der altfranzösischen Ideenwelt der letzten Jahrhunderte spiegelte halb großartig, halb grotesk das Fasanenfest von 1454. Das war gleich nach dem Fall von Konstantinopel, im letzten Jahre Nikolaus' V, als ganz Europa erfüllt war von Kreuzzugsgedanken. Auch der Herzog von Burgund wollte seine Ritterschaft dazu aufbieten, nachdem schon sein Vater Herzog Johann bei Nikopolis unter König Sigismund von Ungarn das Opfer der Freiheit gebracht hatte. Jetzt sollte eine Folge großer Hoffeste die Ritterschaft begeistern für neue Taten im Dienste der Christenheit. Der Festkranz ging von Hand zu Hand, vom Herzog von Cleve an Johann von Burgund, Grafen von Stampes; dann an den Herzog Philipp selbst. Tagelang wurde in Turnieren und Festessen geschwelgt unter Aufgebot kostbarster Kostüme und Aufzüge. Adolf von Cleve, Herr von Ravensstein, trat auch einmal als Schwanenritter in schneeweißem Anzuge hervor, Sammet und Seide, kostbarer Brokat, goldene und silberne Glöckchen, Federn, Pelze aller Art und Edelsteine wurden in einem Maße verwertet und verbraucht, von denen uns die Porträts der Zeit nur eine matte Vorstellung geben. Die Tafelfreuden wurden durch Schaustellungen imposanter Art unterbrochen und gewürzt. Da gab es auch eine Verherrlichung des Goldenen Blieses mit Jason auf Kolchis; da gab es vor allem das Gelübde auf einen edlen Vogel — dieses Mal statt über einem gebratenen Pfau über einem lebenden Fasan; eben davon erhielt das Fest seinen Namen. Die Wände waren mit Teppichen be-

hängt, auf denen man die Laten des Herkules sah, die Tafeln prachtvoll mit Seidendamast gedeckt. Über dem Sitz des Herzogs ein Thronhimmel. Daneben ein Schautisch mit Gold- und Silbergerät, Kristall und Glas. An der Schmalseite des Raumes eine nackte Frauengestalt, von einem lebendigen Löwen bewacht. Am Ende der Tafel ein in Edelsteinen glänzender Springbrunnen kunstvollster Art. Die Speisen teils in pomphaften Aufzügen aufgetragen, teils von der Decke herabgelassen. Ununterbrochen unendliche Augenweide. Drolliges und Symbolisches durcheinander. Ein feuriger Drache durchschwebte den Raum; ein Reiher folgte ihm. Nach einer schließlich fast ermüdenden Folge von Darbietungen das Hauptstück, die Klage und Ermahnung der Kirche, die Olivier de la Marche selbst von einem hohen Elefanten herab spielte. Er rief jedem Ritter des Ordens zu:

Geliebter Sohn, ergreife Du das Schwert,
Zum Ruhme Gottes und zu Deiner Ehre.

Der Herold des Goldenen Vlieses verlas das Gelübde zum Kreuzzug, von jedem Ritter abzugeben, gegenüber „Gott, der Jungfrau Maria, seiner Dame und dem Gasan“! Der Herzog selbst gelobte sehr großartig sogar den persönlichen Zweikampf mit dem Sultan. Daraufhin erschien dann zum Schluß eine wunderbare Jungfrau als „Gottes Gnade“ mit zwölf Tugenden zum Dank und zur Ermahnung. Die Tugenden blieben auch zum Tanz, der alsbald anhub.

Nicht alle Tage gab es dergleichen Feste. Aber der Hof lebte doch in dieser unwirklichen Welt phantastischer Bilder, tönender Phrasen und prahlerischen Großtuns; dazu in einem ungeheuerlichen Übermaß von Zeremoniell und Etikette. Eine Ordnung der spätburgundischen Zeit aus der Feder des Olivier de la Marche kehrt noch 1545 in spanischer Sprache wieder, beherrschte also das Hofleben bis tief in das 16. Jahrhundert. Die Hofämter der großen und kleinen Kapelle, mit dem Großalmosenier, zahlreichen Kaplänen, einem geschulten Knabenchor und Orgelmeistern — das Kämmereramt und der persönliche Dienst am Monarchen vom Aufstehen bis zum Zubettegehen mit allen erlauchten Vorrechten, das Hemd zu reichen oder die Kette des Goldenen Vlieses —, die Küche und der Keller mit den peinlichsten Vorschriften über das Tragen der Serviette, das Vorschneiden und das Servieren des Brotes, — das Marschallamt mit dem Troß, und dazu die Bestimmungen über Geschirr und Beheizung und Beleuchtung und Verpflegung dieses ganzen Apparates von vielen Hunderten von Personen, das alles stellt die wunderbare, glänzende und zugleich nichtige Hülle dar, in der das Leben des Herzogs und seiner Umgebung sich abspielen mußte.

Wie aber fanden die Wirklichkeit und Härte des Lebens ihren Zugang zu dieser Scheinwelt?

Wenn man von der spätmittelalterlichen Religiosität weiter Kreise sagen konnte, sie spielte mit dem goldenen Schein, der von dem Allerheiligsten ausstrahlte, so war gewiß auch dies Turnieren ein Kampfspiel mit viel lautem Schall und äußerlichem Gepränge. Vor der elementaren Wucht wirklicher Schlachten, wie bei Nikopolis, versagte dieses Rittertum. Indessen würde man sich doch täuschen, wenn man nicht schon im Spiel die Erziehung zu Haltung und Mut beachtete. Auch in den landläufigen Fehden ging es rauher und brutaler her, als man es von diesen mit wallenden Federn, Edelsteinen und Damast geschmückten Herren erwarten sollte. Philipp von Commines berichtet in seinen Memoiren häufig, daß die Herren absaßen und Ruhm ernteten, wenn sie sich in das Handgemenge mischten. Er läßt auch die schlecht verhüllte Grausamkeit dieser zügellosen Herren ahnen, die Dörfer und Städte unbedenklich einäschern ließen, Gefangene zu Hunderten ertränkten, armen Teufeln die Hände abhackten und ihre Willkür in noch heute erregendem Maße spielen ließen. In Karl dem Kühnen von Burgund erscheint dies geräuschvoll eitle, aber auch tollkühne Rittertum in ungehemmter Aktivität und Phantastik zugleich. Brennender Ehrgeiz und höfisch gesteihtes Herrengefühl nahmen in ihm Formen an von zerstörender Wucht.

Und doch stand hinter allen diesen Burgunderkriegen um den Streifen der fünf Sommestädte von Amiens bis St. Quentin, um den Besitz von Lüttich, um die lothringische Brücke nach der Franche Comté, um den Einfluß am Oberrhein und gegenüber den Schweizern das Streben nach der räumlichen Geschlossenheit, Abrundung und Macht eines wirklichen Staates; stand auch hinter den Laten dieser Edelleute, die „absaßen“ und in Reih und Glied kämpften, die Einordnung eines eigenwilligen Adels in die höhere Idee und Ehre dieses Staates.

Marie von Burgund und Maximilian

Man hat das Gefühl, daß Karl der Kühne, als er im Kampf um das schon eroberte Lothringen 1477 vor den Mauern von Nancy fiel, seinen Staat am Ende mehr erschüttert als aufgebaut habe. Die Geschichte ist uns die letzte Antwort in bezug auf seine Person schuldig geblieben.

Nicht in bezug auf seinen Staat.

Die wünschenswerten Daseinsbedingungen waren von ihm umschrieben. Ausgedehnt über Bresse und Savoyen hätte dieser Staat das natürliche Durchgangsland gebildet von Süd- nach Nordeuropa. Aber auch in seiner unvollkommenen Gestalt hat er nicht nur die Gewalttätigkeiten Karls des Kühnen, sondern die noch schwereren Prüfungen eines Wechsels der Dynastie und mehrfacher Regentschaften überstanden. Er blieb die Wiege großer europäischer Kombinationen, und seine Erben, die romanischen und die germanischen Niederlande, bestehen noch heute. Das Hin- und Her der fast vierzigjährigen Kämpfe, in denen sich der Staat behauptete, können wir hier nicht erzählen. Nur soweit dabei die inneren Kräfte und Nöte dieses Staatsgebildes und damit die entscheidenden Voraussetzungen für Leben und Wirken seiner späteren Herrscher greller in die Erscheinung getreten sind, als in den friedlichen Tagen Philipps des Guten oder in der kurzen Regierung Karls des Kühnen, müssen wir dabei verweilen. Wir wollen freilich nicht übersehen, wie oft das eigenwillig persönliche Moment und das täuschende Spiel der großen Politik die inneren Notwendigkeiten dieser Länder auch für die Zeitgenossen durchkreuzten oder überdeckten.

Das neunzehnjährige Fräulein von Burgund saß ungeschützt mit ihrer Stiefmutter Margarete von York und den Räten ihres Vaters in Gent, als sich die Nachricht von seinem Tode bestätigte, und sein Todfeind Ludwig XI von Frankreich alsbald in unverhohlener Freude begann, sich in den „erledigten“ französischen Lehnsgewalten huldigen zu lassen, auch schon einen täppischen Versuch geschehen ließ, ihm Flandern in die Hand zu spielen. Daß die entlegene Bourgogne sich nicht halten ließ, daß Lothringen sogleich an seinen alten Herrn zurückfiel, war selbstverständlich. Auch in Geldern, das Karl der Kühne von seinem Vetter Arnold erworben hatte, und das für die Abrundung des Nordostens so wichtig war, traten alsbald, unter Frankreichs Begünstigung, zuerst Johann von Cleve, später Arnolds Enkel, der unternehmende Karl von Egmont, gegen die burgundische Besetzung auf. Im übrigen war es ein herzzerreißender Anfang für Marie, zu erleben, wie das brutale Junstregiment von Gent ihr die väterlichen Räte Hugonet und Humbercourt in empörender Rechtsverletzung verhaftete und trotz ihrer flehentlichen Fürbitte hinrichtete.

Als dann aber die vornehme Gesandtschaft ihres Verlobten erschien und bald danach der achtzehnjährige Erzherzog selbst wie ein Prinz im Märchen, da hellte sich der Himmel für Marie auf. Die Genter errichteten Ehrenpforten und das Volk schrie auf den Straßen „Kaiser und aber Kaiser“. Auch sonst hielten Adel und Städte zur Dynastie; die Idee der Staatseinheit schien sich zu bewähren. In den französischen Grenzgebieten gab es neben Verrätern, wie

d'Esquerdes, Herrn von Crevecoeur, auch tapfere Verteidiger, und das Schicksal von Artois wurde vielfach mehr von der persönlichen Haltung der Herren und Bürger bestimmt, als vom alten Staatsrecht. Maximilian trat mit Glück ins Feld. Bei Guinegate, südlich Thérouanne, (1479) und weiterhin verteidigte er wenigstens das größere niederländische Erbe seiner Gemahlin und sicherte es für die Kinder.

Diese Kinder waren Philipp, geboren 1478, und Margarete, geboren 1480. Sie traten vollends in den Vordergrund, als ihre Mutter, die Herzogin, schon am 27. März 1482 in dem blühenden Alter von 24 Jahren durch einen Unfall beim Reiten dahingerafft wurde; „beweint, beklagt, bejammert von ihren Untertanen und allen anderen, die sie kannten, wie nur je eine Fürstin“ — heißt es auf dem wundervollen Grabmal, das einst auf dem hohen Chor von Onze lieven Frowen Kerk in Brügge stand, als sei die ganze Herrlichkeit des gotischen Domes nur ein Riesenschrein für dies Juwel.

Der immer noch sehr junge Maximilian war nun nur noch Vormund und Regent, und damit begannen die ernstlicheren Schwierigkeiten. Er war Fremder, nicht angestammt. Er bedurfte auch fremder Hilfstruppen, um sich zu behaupten, und wer herrschen will, ist allemal unbequem.

Worauf es Maximilian ankommen mußte, war erstens die Behauptung gegen Frankreich und zweitens die einheitliche Beherrschung dieser Lande, so wie sie Karl der Kühne hinterlassen hatte. Schon hier gab es eine entscheidende Hemmung, insofern Marie im „großen Privileg“ von 1477 die eben begonnene verfassungsmäßige Verschmelzung der Länder notgedrungen wieder aufgegeben hatte. Die staatliche Einheit aber mußte unbedingt wieder angestrebt werden, wenn nicht alles nach Art deutscher Reichsstände auseinanderfallen sollte.

Das aber war gerade die kurzsinuige Meinung der führenden Städte, vor allem der „drei Glieder von Flandern“, das heißt der alten Industrie- und Handelsstädte Gent, Ypern und Brügge. Auch Brüssel und Löwen hielten es mit ihnen. Anders die Städte des Südens und die übrigen Städte Brabants, vor allem das auf Kosten Brügges aufsteigende Antwerpen. Es war also keineswegs eine Scheidung nach Stamm und Sprache, die sich hier zeigte, sondern vorwiegend eine solche nach wirtschaftlichen Interessen. Denn gerade die Genter verlangten einmal für den Hof die flämische Sprache, während sie sich politisch von den französischen Königen privilegieren und beschützen ließen. Umgekehrt stand neben den nördlichen, vorwiegend niederdeutschen Landschaften, der wallonische Hennegau am treuesten zu Maximilian. Daß die Zünfte von

Brügge den gutgläubig in ihre Mauern gekommenen, inzwischen gekrönten römischen König 1488 kurzerhand gefangensetzten, war ebensosehr ein Zeichen des sinkenden Vertrauens dieser im Reichtum altgewordenen Stadt zur eigenen Zukunft, wie ein frecher Zugriff kleiner Volksführer. Dieser bedingt war die wirtschaftliche Haltung der Grafschaft; das alte Flandern war gegenüber der englischen Industrie protektionistisch; die Konkurrenz von Antwerpen, wenn man so sagen darf, freihändlerisch.

Über dem Wechsel der Dynastie stieg naturgemäß wieder die Bedeutung des Adels. Daß er einigermaßen geschlossen von Maximilian zur französischen Partei abgerückt wäre, ist eine Übertreibung. Richtig ist, daß große Teile des Adels ihre Kulturverbundenheit mit Frankreich empfanden. Aber man darf auch nicht vergessen, daß Maximilian dauernd von tausend anderen Händeln im Reich und in den Erblanden in Anspruch genommen wurde, und daß gerade er sehr menschliche Schwächen hatte; daß er sich nicht begnügte, das Land innerlich und äußerlich zusammenzuhalten; daß er vielmehr, behende und sprunghaft wie er war, allen Versuchungen seines raschen Temperaments nur zu leicht verfiel. Wie manchem reichbegabten Menschen war ihm die innere Zuverlässigkeit des Wesens versagt. Daß er den zu seiner Befreiung in Brügge geschworenen Frieden alsbald, angeblich in kaiserlichem Auftrage, brach, hat ihm auch bisher zurückhaltende Glieder des Adels entfremdet; vor allem Philipp von Cleve, Herrn von Ravestein, der als Nefte Philipps des Guten durch seine Mutter der Bornehmste unter den Herren von Geblüt war, also derjenigen, die irgendwie von den alten Herzögen abstammten. Bezeichnend für das alte Verhältnis Flanderns zur Dynastie, daß gerade hier die Herren von Geblüt als die geborenen Vormünder und Regenten betrachtet wurden, wogegen man die übrigen Landschaften Maximilian zu überlassen geneigt war.

Es ist nötig, bei der Zusammensetzung und geistigen Art des burgundischen Adels der maximilianischen Zeit noch einen Augenblick zu verweilen. Befand er sich deutlich in der Sammlung auf Hof und Staat, so waren doch die Züge alter Eigenständigkeit, kraft deren sich der Edelmann dem Fürsten nebengeordnet fühlte, noch keineswegs verschwunden. Und wie der Herzog, obwohl von Frankreich und vom Deutschen Reiche lehnsrührig, zur vollen Souveränität aufstrebte, so hatten auch die Adelligen zu lange in den englisch-burgundischen Kämpfen um die Krone Frankreichs gestanden, als daß sie nicht notwendig in gewissem Sinne international geworden wären.

Die Frondeure gegen Maximilian verließen zum Teil das Land und gingen zum französischen Könige, wie zu ihrem anderen legitimen Herrn. Philipp

von Cleve schwankte mehrfach, gelangte schließlich ebenfalls nach Frankreich, wurde Gouverneur von Genua, befehligte eine französische Flotte auf dem Mittelmeer und landete einmal auf Lesbos. Da er auch in Flandern selbst mitgekämpft hatte, so konnte er später, in die Heimat zurückgekehrt, aus wirklicher Erfahrung ein Buch schreiben von der Kriegskunst zu Wasser und zu Lande — ein sprechendes Denkmal dieser weitgespannten Kultur. Sein neuerdings restauriertes Palais ist heute eigentlich das einzige Denkmal des alt-burgundischen Adels in Brüssel.

Indessen, wie der Adel halb international, halb um den Hof gesammelt war, so wurde er unter Mitwirkung des Hofes auch wieder im Lande selbst dezentralisiert. Die Herren von Geblüt heirateten in die ersten Familien und erbten sie auf; in der zweiten Generation verloren sie den Ehrentitel der Bastarde und nannten sich, wie andere, nach ihren Besitzungen. Der gesamte Adel aber war nicht nur in den Landschaften begütert und größtenteils altangesessen, sondern er nahm längst die hohen Landesämter eines Gouverneur, Statthouder, Grandbailli oder Seneschall aus den Händen des Herzogs an. Als solche erschienen sie, auch vor Hof und Herzog, wie die geborenen Repräsentanten der Provinzen. Was später die Stellung der Oranien, Egmont und Horn so wichtig machen sollte, kennzeichnete schon jetzt nicht wenige Vertreter des hohen Adels; sie waren aus Vertrauen des Herzogs oder eigenem Anspruch im Besitz der höchsten Hofämter, Mitglieder des Rates und des Ordens, und zugleich Führer ihrer Lande.

Als solche erschienen in Holland die Wassenaer, in Seeland die Borsele, Herren von Vere, die mit Wolfart 1487 ausstarben. Im nördlichen Brabant die Hoogstraeten, und die Berghes, Herren von Walhain und Zevenbergen; Johann von Berghes wurde der erste Kammerer des jungen Philipp und Gouverneur von Namur. In die Güter und Titel der Hoogstraeten rückten von Süden her die Lalaing ein; Antoine Lalaing, Herr von Montigny wurde durch seine Frau, Isabeau von Culembourg, Herr von Hoogstraeten und Borsele; sein Reisetagebuch aus Spanien im Gefolge Philipps zeigt den Zweizwanzigjährigen als einen Mann von Blick und Bildung.

Am Niederrhein saß Cleve-Ravestein. In Brabant hatte sich das Haus Nassau reich und mächtig gemacht. Aus den Händen Engelberts von Nassau-Breda, der schon bei Guinegate mitsiegte, ging 1504 das Amt des Seneschall in Brabant auf seinen Neffen Heinrich von Nassau-Dillenburg über. An der Grenze Limburgs saßen die Horn, von denen ein Sproß als Bischof von Lüttich fürstlich wurde, wie später Cornelius von Berghes. Aus Flandern ist nur

noch das Geschlecht zu nennen, das als einziges gleich dem italienischen Stadtadel seinen Sitz in den Mauern hatte, die Herren von Gruthuys und zum Steenhuys in Brügge, berühmt durch ihren noch erhaltenen Hof, ihre Bücher und ihren Reichtum.

Die eigentliche Wiege des hohen burgundischen Adels war aber das walonische Gebiet, Hennegau, Artois und Picardie. Hier saßen die Luxemburg, die von einer Seitenlinie Kaiser Heinrichs VII abstammten, teils in Frankreich, teils in Burgund groß geworden. Aus diesen Gebieten stammte auch Claude Bouton, Gardehauptmann und dann Haushofmeister bei Maximilians Sohn Philipp, später bei Ferdinand von Österreich, habsburgisch und englisch gesinnt, trotz seines Miroir nicht französisch. Die stärksten Stützen aber des neuen Regiments wurden die auch früher schon einflussreichen Geschlechter Croy und Lannoy.

Jean de Croy, als Bouteillier de France bei Azincourt 1415 gefallen, hinterließ Ehre und Gut an Antoine Graf Porcean, ersten Kammerer Philipps des Guten, und Jean, Herrn von Chimay. Ihre Schwester war Jeanne de Lannoy, Mutter und Großmutter der ritterlichen Glieder dieses Hauses. Der Sohn Antoines aber heiratete Jaqueline von Luxemburg, die Tochter des 1475 in Paris hingerichteten früheren Connétable, Grafen von St. Pol, gegen den sich Burgund und Frankreich vereinigt hatten! Ihr Sohn wurde Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, auf den sich bald die höchsten Pflichten und Ehren häufen sollten.

Maximilian verfügte außer über so starken Anhang im Lande, noch mehr als Karl der Kühne, über fremde Hilfskräfte, deutsche Reichsmittel und deutsche Fürsten. Da waren Herzog Albrecht von Sachsen, Markgraf Christoph von Baden und sein Neffe, der Graf von Werdenberg. Dem Herzoge Albrecht sollte Maximilian die größten militärischen Erfolge verdanken, wofür er ihn mit Friesland ausstattete, das nach ihm sein Sohn Georg der Bärtige erbte. Markgraf Christoph von Baden aber, ebenfalls durch seine habsburgische Mutter ein Vetter Maximilians, setzte sich und seine Familie im Herzogtum Luxemburg fest — Stützen der Dynastie, aber noch lange auch Träger ererbter Eigenwilligkeiten.

Alle diese Hilfen haben Maximilian schwere Niederlagen nicht erspart; sie haben ihn auch nicht bewahrt vor den Versuchungen, die für ihn in der alten Verbindung Burgunds mit Frankreich lagen. Auf den Tiefpunkt seiner Macht sank er alsbald nach dem Verlust seiner Gemahlin. Die von Gent geführten Stände einigten sich damals über seinen Kopf weg mit Frankreich in einem zweiten Frieden von Arras (Dezember 1482), wonach Maximilian es dulden

mußte, daß seine einzige, kaum dreijährige Tochter als Preis des Friedens, wenn auch als Braut des Dauphin zur Erziehung nach Frankreich gegeben wurde. Unmittelbar danach starb Ludwig XI. Sein Nachfolger Karl VIII war noch minderjährig. Nun bekämpfte Maximilian, als hätte es so sein müssen, wieder in altburgundischer Tradition die Krone Frankreichs im Bunde mit anderen Kronvasallen. Wie einstmals Karl der Kühne mit Guyenne und Bretagne verbunden war, so jetzt Maximilian erneut mit dem Herzog der Bretagne, aus dessen Händen er mit der Erbtochter fast das letzte große Kronlehen zu gewinnen dachte. Dann wäre auch der habsburgische Herzog von Burgund, nur noch tiefer als seine Vorgänger, in die innere französische Reichspolitik hineingezogen worden. Bekanntlich ist der phantastische Gedanke nie verwirklicht. Die schon versprochene Braut wurde ihm vielmehr von dem jungen Könige von Frankreich selbst weggenommen, unter schmählicher Preisgabe seines Verlöbnisses mit Maximilians Tochter, Madame Margarete, die sich schon als kleine Königin von Frankreich zu betrachten gewohnt war — für ein Mädchen von nunmehr 13 Jahren eine tiefe Demütigung.

Indessen, da Albert von Sachsen inzwischen Brügge und Gent unterworfen, Philipp von Cleve kapituliert hatte (1492), auch die Franche Comté behauptet wurde, steuerte man allerseits einem Frieden zu, der über diese Peinlichkeiten hinweghalf, indem er den Besitzstand anerkannte, also auch Artois und Charolais in den Händen Maximilians beließ. Er wurde zu Senlis am 23. Mai 1493 verbrieft.

Philipp der Schöne und Juana von Castilien Geburt Karls

Frankreich hatte sich so sehr auf diesen Frieden bedacht gezeigt, weil Karl VIII ganz erfüllt war von dem neuen Unternehmen, das Epoche machen sollte in der Geschichte der französischen wie der europäischen Politik, dem Zuge nach Italien. An sich unnötig, ihn mit Kreuzzugsplänen herauszuputzen; denn es war ganz folgerichtig, daß nach Verbindung der Bretagne mit der Krone, nach Rückgewinnung der Bourgogne und Einziehung aller Lehen des soeben ausgestorbenen Hauses Anjou der König von Frankreich auch Neapel als angiovinisches Erbteil beanspruchte. Und doch handelte es sich zugleich um die Wiederaufnahme einer universalen Politik durch die Franzosen. Erst 1443 hatte Alfons von Aragon dem verlotterten angiovinischen Regiment in Neapel

ein Ende bereitet. Frankreich trat also mit seinem Erbanspruch nicht nur in das Labyrinth italienischer Politik, sondern erst recht in offenen Gegensatz zu der Mittelmeermacht des Hauses Aragon, dessen Nebenlinie jetzt in Neapel regierte.

Wir folgen der weiteren Entwicklung dieser Dinge hier noch nicht, sondern bleiben in den Niederlanden, wo Maximilian kurz nach Übernahme des Kaisertums (1493) seinen sechzehnjährigen Sohn großjährig machte und ihm die durch die französische Ablenkung nach Italien spürbar entlastete Regierung überließ. Philipp der Schöne, wie man ihn nannte, trat sie nach altem Brauch an mit der Joyeuse entrée in Löwen, der alten Hauptstadt von Brabant, am 9. September 1494. Er wurde wirklich freudig begrüßt als angestammter Herr und verdankte es den letzten Erfolgen seines Vaters, daß er den Ständen nicht das große Privileg von 1477 zu bestätigen brauchte, sondern auf Formulierungen der älteren Zeit zurückgreifen durfte. In der Tat wurden wesentliche Züge der Gesamtstaatsverfassung wieder hergestellt. Auch außenpolitisch hatte man Erfolg; mit England wurde nach einem kurzen Handelskrieg der für die Niederlande vorteilhafte Handelsvertrag des Intercursus magnus von 1496 zustande gebracht, ohne daß es über der englischen Freundschaft zur Spannung mit Frankreich gekommen wäre.

Einer solchen wünschte man unter allen Umständen auszuweichen.

Der Träger aber dieser Politik, die Frankreich bis zur Selbstverleugnung, auch in Geldern, entgegenkam, war weniger der junge Fürst, als der Adel, der die Geschicke des Landes in die Hand nahm. Es gab auch schlechte Elemente am Hofe, die den bedenklichen Neigungen des Herzogs schmeichelten, als müsse man durchaus für eine neue Generation der Bâtards de Bourgogne sorgen. Aber die Regierung selbst lag bei ernsthaften Männern, Herren von Geblüt und Angehörigen der Familien Berghes, Croy und Lalain.

Und doch war Maximilian keineswegs ausgeschlossen. War er nicht mehr Vormund und Regent, so blieb er Senior des Hauses Habsburg und Kaiser. Die gute Verheiratung seiner Nachkommen wurde mehr und mehr ein Hauptzug seiner dynastisch gerichteten Politik. Und eben dabei suchte und fand er die bedeutendsten weltpolitischen Verknüpfungen. Unter den großen Häusern stand damals neben den Habsburgern das spanische Königshaus im Vordergrund. Die Thronerben von Portugal und bald auch von England holten ihre Frauen aus diesem töchterreichen Hause. Weder England noch Frankreich, noch sonst eine Macht, kam für die eheliche Verbindung von Maximilians Kindern in Frage. Eine Verbindung zwischen Maximilian und Aragon lag aber angesichts der Wendung der französischen Politik nach Italien erst recht nahe.

Eine entsprechende Abrede wurde schon am 5. November 1495 getroffen und im nächsten Jahre durch Philipps Besuch in Innsbruck im Sinne seines Vaters bekräftigt. So kam die denkwürdigste dynastische Verbindung der Neuzeit zustande, durch die auch die Niederlande, weit über den Kanal hinaus, ihr Gesicht von Deutschland weg der Welt des Ozeans zukehren sollten.

Die Verbindung mit der spanischen Halbinsel war nicht neu. Handelsverkehr und dynastische Beziehungen bestanden seit Generationen. Die Gemahlin Philipps des Guten, Marias Großmutter, war Isabella von Portugal, Maximilians eigene Mutter nicht minder eine portugiesische Prinzessin gewesen. Nun sollte Philipp der Schöne die jüngere Tochter der katholischen Könige, Juana, ehelichen, seine Schwester Margarete deren einzigen Bruder Don Juan. Am 21. Oktober 1496 wurde in den Niederlanden die erste dieser Ehen vollzogen; im Frühjahr 1497 die zweite in Spanien. Don Juan war jung und sinnlich. Das allzu jugendliche Paar gab sich einander so über alles Maß hin, daß man die Königin Isabella warnte. Allein sie wehrte ab; wie uns Petrus Martyr Anglerius überliefert, meinte sie: Was Gott verbunden habe, dürften die Menschen nicht trennen. Nach einem halben Jahr starb der Infant, wie man sagte, an der Auszehrung. In der Familie blieb die Erinnerung als warnendes Beispiel.

Donna Juana wurde damit noch nicht zur Erbin der spanischen Reiche. Als aber auch ihre ältere Schwester, die Königin von Portugal, und bald danach deren einziges Kind, Don Miguel, verstarben (Juli 1500), da tat sich für den Herzog und die Herzogin von Burgund wider Erwarten die Weite der Welt auf.

Bis dahin hatte das fürstliche Paar in den Niederlanden gelebt, zunächst in Brüssel im Herzogshof. Hier war ihnen am 15. November 1498 das erste Kind geboren, eine Tochter, die nach Maximilians Mutter Eleonore genannt wurde. Jean Molinet erzählt uns von dem prachtvollen Lauffest, bei dem sich der prunkvolle Zug vom Schloß zur Kathedrale St. Gudule bewegte, und alle Pracht altburgundischen Zeremoniells, alle Farbenfreudigkeit, aller Lichterglanz dieses Jahrhunderts der unersättlichen Augen sich entfalteten. Im Schein von endlosen Kerzen und Fackeln kam man gegen Abend zurück; nur ein Rembrandt hätte das darstellen können, hat man gesagt. Bald erhielt die kleine Prinzessin ihren eigenen Hof, und es ist ebenso bezeichnend für die nun immer weiter getriebene Überhöhung der fürstlichen Personen, wie lehrreich für unsere Kenntnis der neuen spanisch-burgundischen Gesellschaft, welche Damen für die Leitung dieses Wiegenhaushalts in Betracht gezogen wurden. Es stritten sich um die Würde Madame Halluwin, geborene Commines, also eine Altburgunderin, und Doña Maria Manuel, die den Gesandten Maximilians in Spanien, den

Bastard Balduin von Burgund geheiratet hatte. Schließlich wählte man eine dritte, Anne de Beaumont, aus dem Geschlecht der Könige von Navarra, Französin, aber von der spanischen Partei des Landes.

Der Hof verlegte im nächsten Jahre seine Residenz nach Gent. Das bedeutete, in die alte Hauptstadt des Landes, die Führerin von Flandern durch Jahrhunderte. Noch heute überragt die Ruine des Gravensteen wie ein mächtiger Klotz das Gewirre der Großstadthäuser, die daneben wie die Zellen oder Waben eines emsigen, aber kleinen Geschlechts erscheinen. So troßig liegt nicht einmal das Kastell der Este in Ferrara oder das der Gonzaga in Mantua. Vom Hofe wurde die Burg freilich schon lange nicht mehr bewohnt. In behaglicher Breite hatte man unterhalb des Grafensteins einen modernen Fürstenhof angelegt, von dem heute nichts mehr zu erkennen ist, als der Straßename Prinsenhof und ein paar verbaute Mauerstücke. Es hat schon etwas Großartiges, daß sich der Hof doch wieder in Gent niederließ, der unbändigen, oft so feindseligen, immer tapferen Stadt. Und so hat es auch etwas Symbolisches, daß eben hier, im Herzen der alten Macht, im Schatten der stolzen Grafenburg, der Fürst geboren werden sollte, der alle altburgundische Tradition vollendete und abschloß — der in den ersten fünf und zwanzig Jahren seines Lebens eigentlich nichts anderes sein wollte als ein burgundischer Edelmann. Am 24. Februar, dem Matthiastage 1500, genas die Infantin des Knaben, dem man den Namen des letzten burgundischen Herzogs gab, Karl.

In der Tat, ein Habsburger war dieser Knabe, der die habsburgische Macht zur höchsten Blüte bringen sollte, kaum noch. Man hat ausgerechnet, daß es unter seinen 32 Ahnen nur eine einzige Linie gab aus deutschem Blut, die des Großvaters Maximilian und seiner Vorfahren Kaiser Friedrichs III, der Erzherzöge Ernst und Leopolds, der bei Sempach gefallen war. Alle anderen Ahnen waren nicht deutschen Geblüts, wie Herzog Ernsts Gemahlin Cimbarca von Masovien, Friedrichs III Gemahlin Eleonore von Portugal und Maximilians Gemahlin Marie von Burgund, sowie die Infantin Doña Juana — alle diese wieder mit ihren Vorfahren aus den Häusern von Castilien und Aragon, Portugal, Visconti, Bourbon und Valois.

Aber an die Frage des Blutes schließt sich noch ein weiteres Kapitel der Genealogie von sehr viel düsterer Art.

Karls Mutter Juana gebar in den Niederlanden noch ein drittes Kind, Isabella, im Juli 1501. Dann begab sie sich mit ihrem Gemahl quer durch Frankreich, wo Philipp zu Paris als erster Pair von Frankreich einer Sitzung des Parlaments präsiidierte, zurück in ihre spanische Heimat, wo sie als Thron-

erbin in Castilien und Aragon feierlich anerkannt wurde. Nach Jahresfrist eilte Philipp wieder nach dem Norden, nach Osterreich und nach Flandern. Juana sah einer neuen Geburt entgegen und kam am 10. März 1503 zu Alcalá mit ihrem zweiten Sohne nieder, der nach dem spanischen Großvater Ferdinand genannt wurde. Man mußte Juana schonen, aber sie verging vor Sehnsucht nach ihrem Gatten. Da man sie zurückhielt, bereitete sie im Schloß la Mota bei Medina del Campo ihrer Umgebung furchtbare Szenen, verbrachte Nächte an dem niedergelassenen Fallgatter, unzugänglich für jeden Zuspruch. So fand sie ihre Mutter Isabella in völliger Auflösung und fast sinnloser Wut; für die große Königin, die nur sie als Erbin zurückließ, unaussprechlich schmerzlich und sorgenvoll. Mit allen Vorichtsmaßregeln ließ man die junge Frau nun doch in die Niederlande ziehen. Dort gebar sie ihre dritte Tochter, Marie, wieder zu Brüssel. Aber mehr noch als die Anstrengungen der rasch aufeinanderfolgenden Geburten, die Aufregungen und Reisen, verwundete sie in ihrem überempfindlichen Herzen der Leichtsinns ihres Mannes. Freilich machte sie auch ihrerseits ihm das Leben längst sehr schwer durch Sonderbarkeiten und grenzenlose Eifersucht. Sie begehrte ihn nur für sich, und als eine schöne Niederländerin ihr nur verdächtig schien, zerkrachte und verletzete sie ihr mit einer Schere das Gesicht bis zur Verunstaltung. Ihr letztes Kind, Katharina, brachte sie wieder in Spanien zur Welt, in Torquemada, am 14. Januar 1507; Katharina war wie alle anderen gesund an Leib und Seele und wurde 70 Jahr alt. Aber die Mutter war zur Zeit der Geburt bereits in tiefen Trübsinn verfallen.

An dieser Tatsache ist gar nicht zu zweifeln, und weder die Versuche der castilischen Comuneros in den kommenden Jahren, sie gegen den Sohn als legitime Königin auszurufen, noch die Rettungen moderner Historiker vermögen daran etwas zu ändern. Juana war von zarter Gemütsart, nicht ohne erbliche Belastung. Ihre portugiesische Großmutter Isabella war als geisteskrank gestorben. Vielleicht hätte ein ruhiges Leben das zarte Seelengewebe der Juana nicht so früh zerreißen lassen, aber nach den angedeuteten Erlebnissen hatte der völlig überraschende Tod ihres Gatten am 25. September 1506 ihr den letzten Stoß gegeben. Sie führte den Leichnam lange mit sich herum in schaurigen Nachtfahrten bei Fackelschein, ließ den Sarg wiederholt öffnen, um sich von der Gegenwart des Toten zu überzeugen, und wurde nur schwer durch ihren Vater zur vorläufigen Beisetzung und für ihre Person zu dauerndem Aufenthalt in dem schön gelegenen Tordeillas bei Valladolid bewogen. Da lebte sie nun, umgeben von einem bescheidenen Hofstaat, sich selbst zunehmend vernachlässigend und abwehrend auch gegen jeden kirchlichen Zuspruch.

So hat Karl seine Mutter erst in späten Jahren als König wiedergesehen. Seinen Vater hat er kaum gekannt. Als Waisenkinder wuchsen Ferdinand und Katharina in Spanien auf, Karl, Eleonore, Isabella und Marie in den Niederlanden. Sie hatten ihren kleinen Hof und ihren eigenen Etat. Im Brüsseler Archiv liegen unter vielen ähnlichen Hof- und Finanzpapieren einige Zettel über die Ausgaben für den Haushalt „des Erzherzogs Karl, Herzogs von Luxemburg (das war zuerst sein Titel) und der Madame Lienor und der Madame Isabeau, seiner Schwestern, in Mecheln vom 27. Januar 1503“ — also für diese Kinder von 4, 3 und 1 Jahr. Mehr noch ergeben die Rechnungen von Lille, wo wir von einem Abc-Buch, einem Puppenbett für Isabella und einem Clavikord für Karl und die herangewachsene Eleonore hören. Aus demselben Jahre haben wir die ersten Porträts der Kinder. Hohe Würdenträger und sorgfältig ausgewähltes Personal vertraten die Eltern.

Nach dem Tode Philipps des Schönen aber baten die Stände schon am 16. November 1506 den Kaiser um Übernahme der Regentschaft, und Maximilian fand zugleich eine Regentin und eine Pflegemutter für die Enkel in seiner Tochter Margarete.

Die Erzherzogin Margarete

Diese früh geprüfte Frau hatte sich nach dem Tode des Infanten und der Geburt eines toten Kindes wieder in ihre Heimat begeben, dann nach ein paar Jahren eine zweite Ehe geschlossen mit dem Herzog Philibert von Savoyen. Eine Zeit vollkommenen Glückes, in der Erinnerung für sie erst recht vergoldet. Sie war für dieses Glück reif geworden, sie fand sich geliebt und in sorgenlosem Dasein inmitten der frischesten und bedeutsamsten Landschaft. Dann war ihr auch dieser Gemahl in der Blüte seiner Jugend entrissen (1504). Die Vierundzwanzigjährige war zum zweiten Male Witwe, ohne Kinder. Ihr Witwengut lag zum Teil in Faucigny, südlich vom Genfer See, am Fuß des Montblanc. Aber sie verbrachte ihre Tage in Bourg en Bresse, an der Grenze von Savoyen und der Franche Comté, in der Sorge für die Grufkirche in Brou. Umgeben von Baumeistern, Künstlern und Literaten, wandte sie auch später noch alle Liebe und alle ihr zufließenden Ideen an den Schmuck dieses Denkmals für den verstorbenen Geliebten. Durch die unsterblichen Bildwerke des Konrad Meit aus Worms hat sie selbst ewigen Ruhm gewonnen. Fortune infortune fort une

war eine ihrer gedankenvollen Devisen, bezogen auf den Wechsel des Glücks; gern auch ausgedeutet auf den Sinn, daß gerade das vergangene Glück sie so todunglücklich mache.

Vater und Bruder legten ihr nahe, sich wieder zu verheiraten. Heinrich VII von England gab sich große Mühe; später bestürmte der Herzog von Suffolk die ungewöhnliche Frau einmal in fast peinlicher Weise. Sie wehrte immer ab, — „so gut, klug, reich und vornehm auch ein Bewerber sein möge“:

Tant que je vive, mon coeur non changera
Pour nul vivant, tant soit il bon ou saige,
Fort et prudent, de haut lignaige.
Mon choix est fait; autre se ne fera.
Tant que je vive —.

Wir wissen viel von dieser Frau, und alle Verherrlichung von den Zeitgenossen bis zu den modernen Historikern hat ihr anziehendes Bild nicht trüben können. Über ihrem Grabmal in Brou ist sie zweimal porträtiert, als Herzogin mit der Krone, und als Frau im langwallenden Lockenhaar. Aber weder der weiße Stein noch die einfarbigen Reproduktionen ihres bekannten Ölporträts in der Musselinhäube der Zeit geben eine Vorstellung von dem Zauber ihres goldblonden Haares, das durch die Häube leuchtet, und der Lebendigkeit ihrer hellbraunen Augen. Sie war in ihren rundlichen Zügen nicht schön, aber durchgeistigt. Wir haben ihre Schriften, ihre Briefe in ungeheurer Fülle, insbesondere die inhaltreiche Korrespondenz mit ihrem kaiserlichen Vater. Der Austausch von Vater und Tochter ist ganz vorwiegend politisch. Es fehlt nicht an Meinungsverschiedenheiten, und bei Maximilian gibt es öfter überspannte Forderungen. Aber der Vater scherzt auch. Er war erneut verwitwet und meinte, „nun könne er Kleriker werden und Papst (was ihn wirklich beschäftigte) und dann wohl gar ein Heiliger, und dann müsse sie nach seinem Tode zu ihm beten, und das würde ihm sehr wohl tun“. In der politischen Welt sollte sich Margarete später als eine der großen Regentinnen des Jahrhunderts erweisen, voll Urteil und Menschenkenntnis und von fast männlicher Energie.

Diese Frau wurde die häusliche Erzieherin der fürstlichen Kinder.

Nachdem Maximilian sie im Frühjahr 1507 berufen hatte, erbaute sie in Mecheln gegenüber dem altmodischen Herzogshof, wo die Kinder wohnten, ein modernes Palais, das sie nach Ausweis ihrer Inventare sehr vornehm, sehr geschmackvoll einrichtete und bewohnte; das Palais in seinem Straßensflügel der erste Renaissancebau dieses Landes, auch in den noch halb gotischen Höfen offen und licht. Hier umgab sie sich mit Kunstwerken und Büchern, mit

höfischer Form und hervorragenden Persönlichkeiten. Barend van Orley gilt als ihr Hofmaler. Durchreisende Künstler, wie Albrecht Dürer, führte sie selbst durch ihre Räume und Sammlungen. Einige Räte hohen geistigen Ranges hatte sie aus Savoyen und der Franche Comté mitgebracht, wie den Herrn von Marniz, den auch Dürer zeichnete, und Laurent von Gorrevod, später einflußreich am Hofe Karls; vor allem Mercurino Gattinara, ihren alten Rechtsberater in Savoyen, einen Mann von tiefer Bildung, ungeheurer Arbeitskraft und weitgespanntem Idealismus in Staatsangelegenheiten. So blieb sie gerüstet für die Aufgaben der Regentschaft, wie für die Führung eines großen Hauses. Die Kinder werden bei ihr die Liebe und das unendlich wertvolle Vorbild einer wahrhaft fürstlichen Dame gefunden haben. Sie redeten sie an als ihre „Frau Tante und gute Mutter“, und von der kleinen Eleonore liegt in Wien noch ein undatiertes Briefchen in höfischem Französisch: „Da unsere Freuden Euere Freuden sind, so lasse ich Euch wissen, daß uns der Großvater besucht hat, was uns eine ganz besondere Freude war.“ Der englische Gesandte sah die Kinder einmal beim Johannisfeuer in ungezwungener Fröhlichkeit. Auch sonst hört man von Festen, Ausflügen, Jagden. Alles doch in dem bescheidenen Rahmen des kleinen stillen Mecheln, das schon damals der prachtvolle Klosterturm von St. Rombaut wie eine Verheißung großer Zukunft überragte.

Genauer bestimmen zu wollen, was Karl seiner Tante verdankte, geht über die Möglichkeiten des Historikers. Es fehlt dafür an besonderen Quellen; aber was man ahnt, ist schon viel.

Ähnlich steht es um die Bedeutung der zweiten großen Figur, die in Karls Knabenjahre hineinwirkte. Adrian von Utrecht war damals Dekan von St. Peter in Löwen und Vertreter des Rektors der Universität; ein Theologe von innerem Beruf, schwer, ernst, aber gütig und auch im Kleinen gewissenhaft. Wir müssen schon aus seiner geistigen Vergangenheit und aus seiner und seines Zöglings späterer Entwicklung Schlüsse ziehen auf das, was der Lehrer in diesen Jahren an Keimen in die noch unentwickelte Seele seines Zöglings legte. Adrian stammte aus jener religiösen Welt, die in den Brüdern vom gemeinsamen Leben ihre Formung erhielt und über das konventionell Kirchliche zu einem wirklich frommen Leben anleitete. Karls wesenhafte Frömmigkeit kann wohl nur hier ihre Wurzeln haben.

Der eigentliche Unterricht lag von der Kinderzeit an bei Niederländern und Spaniern, Robert von Gent, Adrian Viele, Juan de Anchiata und dem sehr gebildeten Spanier Luis Baca, dem Karl auch später seine Dankbarkeit bewahrte. Im Unterricht wird man auch die Geschichtserzählungen gepflegt haben, die Beschäftigung mit den Chroniken des Landes und mit den Taten der Vorfahren.

Wenn aber nicht alles täuscht, hat der fürstliche Knabe selbst sich trotz seiner zarten Gesundheit mehr zu den körperlichen Übungen hingezogen gefühlt, als zu den Büchern und den Sprachen. Die Ehrenknaben, die mit ihm erzogen wurden, der junge Balançon, Johann von Sachsen, der vor dem Vater verstorbene Sohn Herzog Georgs, Friedrich von Fürstenberg, zeitweilig Maximilian Sforza und natürlich mehrere Niederländer, werden ihn darin bestärkt haben. Reiten, Jagen und bald auch alles, was zum Turnieren gehört, das Lanzenbrechen ohne aus dem Sattel zu fallen und alle Art von Schießen und Fechten trieb er zur Freude des Großvaters mit Hingebung und Glück. Von solchen Dingen war ja ringsum die Rede; die sah und pries man. Und wenn an Karl, noch durch Jahre hin, etwas gerühmt wurde, so war es stets die Geschicklichkeit im Reiten und im Kampfspiel. Sein Wille beherrschte den zarten Körper. Als Lehrmeister wird unter anderen Charles de Poupet, Herr von La Chaulz genannt, dem Karl später einen Sitz im engsten Staatsrat und wichtige Missionen anvertraute. Denn Ritterübung, Hofdienst und Diplomatie lagen hier noch in denselben Händen.

So verdankte Karl auch die Einführung in das höhere höfische und politische Leben einem altburgundischen Edelmann, seinem Gouverneur und ersten Kammerer, Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, dessen kluges Auge noch aus dem guten Porträt blickt, das im Brüsseler Museum sinnvoll als Gegenstück zu demjenigen Margaretes hängt. Es ist wohl eine richtige Beobachtung, daß Karl gerade unter dem Eindruck der öfter mit dem Adel in Widerspruch stehenden wechselnden Haltung seiner Tante Margarete sich von der eindeutig burgundischen Lebens- und Staatsauffassung Chièvres angezogen gefühlt haben müsse. Niemand wird in der Tat erwarten, daß ein derartig höfisch erzogener Junge (bei aller Würdigung späterer Nachwirkungen) den Umgang mit den vornehmen Damen und dem ernstesten Adrian der weltläufigen und stolzen Haltung des Herrn von Chièvres vorgezogen hätte.

Die Familie Croy kennen wir. Chièvres selbst wurde noch in Maximilians erster Zeit Ritter des Goldenen Vlieses, Rat und Kammerherr; auch in Kriegen trat er gelegentlich hervor. Tieferer Neigung entsprach es, wenn er im Jahre 1500 zuerst für viele Monate als Gesandter nach Frankreich ging, 1501 auch zusammen mit Busleyden, dem Erzieher und Vertreter Philipps des Schönen, in Lyon tätig war. Im übrigen hielt er sich an sein hohes Landesamt im Hennegau, bis er 1504 an den Hof gezogen wurde, 1505 durch Philipp sogar für die Zeit seiner Abwesenheit in Spanien zum Gouverneur bestellt. Er hatte gleichzeitig das Vertrauen der Habsburger und Frankreichs. 1509 berief ihn Maximilian zur Leitung Karls. Bis dahin war das Amt des Gouver-

verneurs in den Händen des Fürsten von Chimay nur ein Hofdienst gewesen. Jetzt wurde die Führung des Knaben, der in sein zehntes Lebensjahr trat, eine politische Angelegenheit, um so wirksamer, als sich Chievres an Karls Seite bis zu seinem Tode behauptete.

Gleichzeitig wurden zwei Spanier, Dr. Mota als Karls Almosenier und bald nach ihm der Bischof von Badajoz, Alonso Manrique, in die Kapelle berufen; Michel Pavye wurde Beichtvater; denn auf Drängen Margaretes organisierte man den ganzen Hof neu. Der unmittelbare Einfluß des Herrn von Chievres auf Karl blieb aber unzweifelhaft viel größer, als derjenige irgendeiner anderen Persönlichkeit, und man fragt erneut, worin die Anziehungskraft und der Grund zu dem hohen Ansehen dieses Mannes gelegen habe. Daß er machtbegierig und gewiß auch empfänglich für hohe Einnahmen gewesen ist, teilte er mit den Besten seiner Zeit; niemand war in diesem Sinne so „käuflich“ wie Kaiser Maximilian. Aber was Chievres wirklich auszeichnete, war offenbar eine ganz klare Lebensrichtung im Sinne desjenigen altburgundischen Adels, der nun einmal den Anschluß an diese Dynastie gefunden hatte. Immer bedacht auf Fernhaltung der kostspieligen und zerstörenden Kämpfe mit Frankreich oder in Geldern und Lüttich; vorsichtig gegen Margarete und ihren auch von wirtschaftlichen Interessen getragenen Anhang, der zu England neigte. Klug in der Behandlung Maximilians. Klug wohl überhaupt in der Einschätzung aller jeweils in seinen Gesichtskreis tretenden innen- und außenpolitischen Kräfte. Noch Jahre nach seinem Tode sagte Karl zu Contarini, er habe früh erfahren, daß Chievres klug sei, und sich ihm deshalb ganz hingeeben. Kein Wunder, dieser erste Kammerer, der das Schlafgemach mit dem Fürsten teilte und jederzeit sein Ohr hatte, besaß bei seiner Art ungemessenen Einfluß.

Bald mehren sich die Berichte auswärtiger Vertreter über den jungen Fürsten. Sehr ergiebig sind sie nicht. Für uns ist wichtiger im Auge zu behalten, wie in seinem Namen regiert und wie über seine Person schon von der Geburt an verfügt wurde. Denn damit wurden die letzten unmittelbaren Voraussetzungen für seine eigene Regierung festgelegt.

Bei jener Besprechung in Lyon im Sommer 1501, an der schon Chievres mitwirkte, wurde eine Verbindung Karls mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII verabredet. Damals mußte Karl bereits als Erbe der spanischen Königreiche gelten. Deshalb stellte Frankreich auch als Mitgift die Bretagne, Mailand und Neapel in Aussicht, also einen hohen Preis. Doch war eine derartige scheinbar zweiseitige Lösung schwebender Streitfragen im Grunde nur ein

Entwurf möglicher Kombinationen. Immerhin hielt man ein paar Jahre daran fest. Noch 1505 empfing der Kardinal Amboise in Hagenau durch Maximilian die Belehnung mit Mailand und Pavia für seinen König, aber auch für Madame Claudia und Karl, ihren Verlobten. Angesichts der spanischen Erbschaft wünschte man auf allen Seiten Freunde zu haben. Nachdem dann freilich Ludwig XII auf Wunsch seiner Stände seine Tochter Claudia dem Herzog Franz von Angoulême, seinem Erben, zur Frau gegeben und das burgundische Verlöbniß gelöst hatte, neigte man in Burgund wieder zu England, bewilligte 1506 sogar den ungünstigen Handelsvertrag des Intercursus malus und trat auch einer dynastischen Verbindung nahe. Es ist bezeichnend, daß Margarete in denselben Dezembertagen 1508, da sie in Cambrai den Vertrag zwischen ihrem Vater und Frankreich zustande brachte, doch auch die Heiratsabrede mit Mary bestätigte, der Schwester des Prinzen, der selbst im Mai 1509 als Heinrich VIII König werden sollte.

Das Verhältnis der Niederlande zu Frankreich besserte sich erneut über der spanischen Politik. Denn in dem Ringen um die Regentschaft in Castilien zwischen den Habsburgern und der überwiegenden Menge des Adels einerseits und dem Könige von Aragon andererseits, lag es für Maximilian nahe, sich auf das angrenzende Frankreich zu stützen, das sich ja mit demselben Ferdinand um Neapel stritt. Immerhin bemühte sich die eigentlich niederländische Regierung, formell neutral zu bleiben; auch noch, als in der Heiligen Liga von 1511 eine fast überraschende Sammlung aller an der italienischen Politik beteiligten Mächte gegen Frankreich erfolgte. England, das sich immer und eben jetzt aufs neue des schottischen Verbündeten der Krone Frankreich zu erwehren hatte, beteiligte sich sogar mit Truppen am Kriege um Navarra.

Ja, Heinrich VIII gefiel es, in altenglischer Tradition selbst über den Kanal zu ziehen und auch in Artois mit gutbezahlten deutschen Truppen gegen Frankreich zu kämpfen. Da sah man diesen König, der für die nächsten Jahrzehnte so viel bedeuten sollte, zum ersten Male in deutscher Umgebung, stattlich und jovial, fast gönnerhaft auch vor den Fürsten. Denn an der Spitze deutscher Söldner erschien am Tage des entscheidenden Gefechts, als Feldhauptmann jubelnd begrüßt, der Kaiser selbst im Solde Englands zu hundert Dukaten jeden Tag. So war es Maximilian, der zum zweiten Male bei Guinegate siegte, am 16. August 1513. Die Niederlande waren Nutznießer dieses Krieges, in dem sie selbst neutral geblieben waren. Die Stimmung von Dynastie zu Dynastie aber brachte Maximilian in einem Brief an seinen Enkel vom Anfang September 1513 zum Ausdruck, worin er die

Franzosen „die Erbfeinde unseres Hauses“ nannte, anciens et encoires naturelz ennemis de nostre maison de Bourgogne. Umgekehrt hatte Ludwig XII vor Beginn der Feindseligkeiten den jungen Karl als seinen Lehnsmann aufgemahnt und ihn nur wegen seines Knabenhaften Alters entbunden. Die Engländer nahmen damals die beiden Bischofsstädte des Landes, Tournai und Théroouanne für sich.

Nicht diese sonderbare englische Erwerbung auf französischem Boden, eingeschlossen von Artois, sondern die Szenen des Hintergrundes sind das, was den Historiker Karls V an den Vorgängen in diesen Herbsttagen des Jahres 1513 fesselt. Sie brachten den Prinzen zum ersten Male in das kämpfende politische Leben. Die beiden Mächte, die längst um ihn rangen, traten auf die offene Bühne. Die französische Partei hatte Zuzug bekommen durch die alten Anhänger Philipps des Schönen aus Castilien, die von jener Zeit her entschlossene Gegner Ferdinands von Aragon geblieben waren. Dazu gehörten, wie schon bemerkt, sogar Persönlichkeiten der engsten Umgebung Karls. Je mehr sich nun Ferdinand und Maximilian genähert hatten, um so dringender und möglicher erschien es dem Aragonesen, seinen Gegnern am burgundischen Hof das Spiel zu verderben. Er sandte als Beobachter und Gegenspieler den Juan de Lanuza und den Sohn eines Bastards, Juan d'Uragon. Diese standen natürlich in Front gegen Chievres und seinen Anhang. Umgekehrt wurden Zetteleien der Castilianer und ihrer Freunde mit Frankreich aufgedeckt, und der Träger dieser Wühlerereien Diego de Castro verhaftet. Nun zögerte auch Margarete, die sich bedroht fühlte, nicht länger. Sie traf sich mit ihrem Vater; sie besprach sich gründlicher noch mit dem Könige von England. Dann faßte sie das Ergebnis dieser Besprechungen am 19. Oktober in der deutlich gegen den burgundischen Adel gerichteten Ordonnanz von Lille dahin zusammen, daß die beiden Großväter und der König von England je durch einen Vertreter die oberste Leitung Karls übernehmen sollten. Der Kaiser bestellte den Pfalzgrafen Friedrich, Ferdinand den Herrn von Lanuza, Heinrich VIII den Floris Egmont, Herrn von Iffelsstein. Die Rechnungsbücher lehren, daß man diese Neuordnung mit dem maßgebenden Einfluß des Pfalzgrafen zunächst verwirklichte. Welche Möglichkeiten für das deutsche Element am Hofe, auch politisch! Margarete hatte an den Knaben Karl einen sehr schmeichelhaften Brief geschrieben, gerühmt, wie herrlich es am englischen Hofe sei und daß nur er noch fehle. So war dem Karl unter den merkwürdigsten Umständen zu seinem ersten Staatsbesuch bei dem (wie man jetzt erst recht annahm) zukünftigen Schwager und zur ersten Reise ins Ausland gekommen. So schmächzig seine

Erscheinung, so zurückhaltend sein Wesen — in seiner Haltung machte er doch Eindruck. Der Besuch ist das erste eigene Erlebnis, von dem später seine Memoiren erzählten.

Gestützt auf diese Lage, wagte Margarete noch mehr. Um Ferdinand von Aragon einen unzweifelhaften Beweis ihrer Gesinnung zu geben, beschloß sie, den bedeutendsten Führer der castilianischen Emigranten, Don Juan Manuel, einst Hauptstütze ihres verstorbenen Bruders, festzusetzen. Sie gewann auch dafür die Zustimmung ihres Vaters, und am 17. Januar 1514 wurde der spanische Grande in das Schloß Vilvorde nördlich Brüssel abgeführt. Ein Sturm der Entrüstung folgte dieser Tat. Und nun mag es für Margarete allerdings am schmerzlichsten gewesen sein zu erleben, daß die feierliche Deputation der Ritter des Goldenen Vlieses, die für ihren Ordensbruder Don Manuel eintraten, geführt wurde von dem jungen Karl. Er zeigte sich im Schmuck des Ordens, wie einst sein Vater, fest in der Hand des Adels. Die hohen Herren protestierten gegen die Verletzung der Ordenssagung. Große Szene und erregte Reden. Margarete wandte sich zuerst an den Neffen, berief sich auf den Kaiser und bewies ihm sein Auftreten. Dann sprach sie fast höhrend zu den Rittern: „Wenn sie ein Mann wäre, statt ein Weib, so würde sie die Herren ihre Sagung singen lassen!“ Sie ließ sich nicht einschüchtern, aber sie verlor an Boden.

In diesem Einzelfalle fand man eine Lösung durch Übergabe Manuels an den Kaiser; insofern behielt Margarete recht. Aber ihre Stellung war nicht nur durch ihre abweichende politische Auffassung gefährdet, sondern inzwischen auch durch den Gang der Dinge. Ihr Vater hatte ihr seine Verhandlungen wegen Verheiratung der Enkel mit französischen und ungarischen Erben und Erbinnen verheimlicht — während man sogar in England davon wußte und deshalb keine Bedenken trug, Karls Braut, die heiratsfähige Prinzessin Mary, mit dem eben verwitweten Ludwig XII zu verbinden. Lauter Unwille überall in den Niederlanden, wo man die englische Verbindung gewünscht hatte. Überdies hatte der englische Krieg um Tournai bei den niederländischen Herren in Heinrichs Diensten nur Verstimmungen zurückgelassen. Von einer Durchführung der Abrede von Lille war bald keine Rede mehr. Man erwog vielmehr sehr ernstlich die Erklärung der Mündigkeit für Karl.

Bei Hofe gab es eingreifende Veränderungen. Die jüngeren Prinzessinnen mußten den weitausschauenden dynastischen Plänen Maximilians dienen, während Chievres, viel klüger und auf die nächsten Interessen des Landes eingestellt, die eine mit Karl von Egmont zur Lösung der geldrischen Frage,



die andere mit dem Herzog von Lothringen zu verbinden dachte. Vergebens. Am 2. Mai 1514 verließ die erst achtjährige Prinzessin Marie Mecheln, um zum Großvater nach Österreich zu ziehen, von wo aus sie eines Tages dem Königssohn von Ungarn vermählt werden sollte. Einen guten Monat später erfolgte die Trauung der Prinzessin Isabella durch Prokuration mit dem König Christian II von Dänemark in Brüssel. Mit ihren 14 Jahren folgte das junge Mädchen im nächsten Sommer der dänischen Gesandtschaft in ihre neue Heimat; — richtiger in eine dornenvolle Ehe, die uns noch beschäftigen wird. Karl hatte sich bei diesen Hochzeitsfeierlichkeiten ein Fieber zugezogen, und Margarete fiel noch einmal die Pflicht einer Krankenpflegerin zu. Im ganzen aber war doch ihre häusliche Aufgabe als Pflegemutter der verwaisten Kinder erfüllt.

Sie war auch als Regentin am Ende ihrer Kräfte. Schon früher hatte sie ihrem Vater verzweifelte Briefe geschrieben. 1511 meinte sie einmal in einem wieder durchgestrichenen Konzept, sie wisse nicht aus noch ein, für seinen Dienst habe sie alles geopfert; jetzt möchte sie am liebsten gar nicht geboren sein. Neuerdings mischten sich Unwillen und verletzter Stolz in ihre Klagen. Maximilian gab ohne Verhandlung mit ihr sein Einverständnis zur „Emanzipation“ Karls, als ihm — außer einer stattlichen „Verehrung“ — die Weiterzahlung seiner bisherigen Pension zugesichert wurde. Mit der Mündigkeit Karls aber war die Regentschaft zu Ende, Margaretes politische Rolle einstweilen ausgespielt.

Regierungsantritt Karls. Chievres

Am 5. Januar 1515 erfolgte wirklich im Ständesaal des Hofes zu Brüssel die feierliche Proklamation der Großjährigkeit des Herzogs Karl von Burgund, der freilich in Castilien nach den Verträgen bis zu seinem 25. Lebensjahre noch durch seinen Großvater Ferdinand vertreten werden sollte.

Von der Emanzipation ging es zu Huldigungsfahrten durch die Niederlande. Wir können sie verfolgen, denn die fremden Gesandten, die nun auch zuströmten, ließen sich bald hier, bald dort empfangen und berichteten so aus den verschiedensten Städten des Landes. Die Niederländer freuten sich, Feste zu feiern, wie vor 20 Jahren bei der Joyeuse entrée Philipps des Schönen und früher so oft. Das höfische Leben, jetzt vorwiegend in Brüssel, gewann wieder Mittel-

punkt und Stil. In dem heute verschwundenen Herzogshof bezogen Karl und Eleonore getrennte Quartiere mit ihren Hofstaaten.

Je ausschließlicher der hohe Adel wie in den Zeiten Philipps die Regierung beherrschte, um so mehr traten auch seine Lebensformen in die Erscheinung. Man feierte Feste, Turniere und Jagden. Heinrich von Nassau gab seine fürstlichen Einladungen. Chievres lud zu Jagddiners auf sein Schloß Heverle an der Dyle, der Pfalzgraf Friedrich und Karl von Lannoy brachen Lanzen — auch einmal zur Entscheidung über die am Hof erörterte Frage, ob die Beschäftigung mit der Musik verwechliche oder nicht. Der Pfalzgraf trat für die Musik ein und stellte für den Austrag des Streites die besonders harten Bedingungen des „deutschen Turniers“; das wollte sagen, nicht die gewöhnliche Form mit den schwanken, leicht aufgesplitterten Speeren, die an ihren Enden Krönchen trugen, die man dem Gegner auf den Harnisch ramte, sondern mit starren Lanzen und in so tiefen Sätteln, daß es um Roß und Reiter ging. Der Pfalzgraf blieb Sieger, aber auch sein Pferd kam schließlich zum Sturz, und er trug noch lange an den Folgen dieser Verletzung.

Der ganze Apparat von Hof- und Oberhofchargen wurde neu aufgezogen, und nach der Hofordnung von 1515, den Hoflisten von 1517 und den Gehaltsordnungen können wir uns ein Bild machen von dem Umfange und den Kosten dieser ungeheuren, schwerfälligen und zeremoniösen Hülle, die das Leben des jungen Herrn umschloß. Sie ziehen an uns vorüber, die Almoseniere und Kapläne, Musiker und Chorknaben; die Großkammerer Wilhelm von Croy und Anton Lalaing, Herr von Montigny mit den Kammerherren Gorrevod, Gaesbeck, Graf Egmont, Beaurain und Sempy aus dem Hause Croy, Molembais und Maingoval aus dem Hause Lannoy; die gelehrten Räte, an der Spitze Jean de Sauvage, Herr von Escaubeque in Flandern, Adrian von Utrecht, Professor in Loewen, Philipp Naturel, Kanzler des Ordens, Carondelet, Dekan von Besançon und Gerard de Pleine, Herr von La Roche, auch Maître des requêtes, das heißt juristischer Rat. Sodann die Haus- und Hofmeister mit den Junkern in der Paneterie, in dem Schenkenamt und dem Marstall; auch hier die später viel genannten Namen des Oberstallmeisters Ferry de Croy, Seigneur de Roelz, und der Stallmeister Guillaume Carondelet und Charles de Lannoy; unter den Junkern der aufstrebende Nachwuchs der im Dienst stehenden Familien Gorrevod, Rye, St. Pol, Courrières, Sauvage, Lannoy und Montfort; neben Burgundern und Niederländern zahlreiche Spanier in Erwartung der kommenden Dinge, wie Guevara, Juan de Zuñiga und Diego Manuel, der Sohn des Juan. Zum Stabe des Kammerers gehörten auch die

Ärzte, und der bekannteste von ihnen aus der ersten Zeit, der Humanist Marliano war es, der für Karl die stolze Devise erfand Plus oultre — in symbolischem Sinne: „weit hinaus“ über das gewöhnliche Maß, über die Säulen des Herkules, die im Bilde neben dem PLUS ULTRA zu stehen pflegen.

Von den Kosten des personentreichen und üppigen Hofes eine zutreffende Vorstellung zu gewinnen, ist schwer. Da es neben den täglichen Besoldungen in vielen Fällen noch Jahrespensionen gab und überall in weitem Umfange Naturalverpflegung, sind alle Zahlen nur mit erheblichen Einschränkungen brauchbar. Auch die Umrechnung in die heutige Kaufkraft des Geldes, die allein eine wirkliche Anschauung geben kann, unterliegt vielen Bedenken. Rechnet man aber auch nur die fünffache Kaufkraft des Metallwertes nach dem Münzgewicht, so kommt man auf Ausgaben von rund 10 000 Goldmark für den Tag und auf mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen für das Jahr, lediglich an Gehältern und Verpflegung. Dazu treten noch alle anderen laufenden Ausgaben. Allein für seine Kleidung hat Karl nach genauen Belegen binnen acht Monaten nicht weniger als 300 000 Goldmark ausgegeben. Weiter muß man in Rechnung stellen die unsagbar kostbare Ausstattung aller Feste, Aufzüge und Reisen des Soverains; auch die Kosten des Goldenen Vlieses mit seinen Banketten und Turnieren. So kommt man schätzungsweise zu der für das kleine Land märchenhaften Jahressumme von vielen Millionen bloß für den Hof.

Neben wirklichen Kunstwerken und zauberhaftem Schmuck der Personen und der Räume gab es, vielleicht vorherrschend, einen massigen Prunk, eine Häufung von Kostbarkeiten, Veranstaltungen und Genüssen ohne rechtes Maß. Das Diner magnifique bei dem ersten von Karl abgehaltenen Kapitel des Goldenen Vlieses war so schwer, daß die meisten Ritter nachher die Vesper versäumten, teils weil sie unwohl waren, teils weil sie noch immer bei Tische saßen. Dabei hatte dieser Hof noch ein gutes Ansehen; er galt für prächtig, aber streng.

Die Erzherzogin Margarete in Mecheln war nicht mehr Regentin, doch blieb sie mit ihrem Hof natürlich die erste Dame des Landes, Tochter des Kaisers und der Marie von Burgund; immer noch zugänglich für das politische Spiel, immer noch gewogen ihren alten Freunden, insbesondere der englischen Partei und den englischen Gesandten.

Chièvres dagegen, der bisher vielfach in der Opposition gestanden hatte, mußte jetzt die volle Verantwortung tragen. Indessen zeigte er sich auch der neuen Aufgabe gewachsen. Zusammen mit Sauvage und etwa noch Adrian von Utrecht bildete er den engsten Rat, während zum weiteren Rat des Für-

sten von jeher alle Ritter des Ordens und die höchsten Würdenträger des Hofes gehörten. Chibres konnte über ausgiebige Bewilligungen der Stände verfügen, denn diese waren es vor allem gewesen, die Karls selbständige Regierung gewünscht hatten. Er mochte in den Landschaften bei dem Besuch des jungen Fürsten auch alle Stimmungen und Hoffnungen eines solchen Regierungsantritts ausnützen. Andererseits hatte er nicht nur mit Schwierigkeiten von seiten des Kaisers zu rechnen, sondern stand gerade nach den letzten Ereignissen ziemlich offen zwischen Frankreich und Aragon.

Nun traf es sich, daß eben in den Tagen, da man die Emanzipation Karls rüstete, in Frankreich durch den Tod Ludwigs XII am 1. Januar 1515 der junge Fürst zum Thron gelangte, der für Karls Leben fortan entscheidende Bedeutung gewinnen sollte, Franz I. Er hatte Karl als Herzog von Burgund und vornehmsten „Vasallen“ zur Krönungsfeier eingeladen. Karl entschuldigte sich, sandte aber als Vertreter Heinrich von Nassau und Michel de Sempy nebst anderen Herren, auch zur Erörterung der politischen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Es sollte von der Lehnsnutzung für Flandern und Artois die Rede sein; auch von der Bourgogne und den daran hängenden Rechten Karls. Ebenso vorsichtig von einer Verbindung Karls mit Renate, der zweiten Tochter Ludwigs XII, also der Schwägerin Franz' I. Als Mitgift dachte man sich (doch wohl unter Maximilians Einfluß) vor allem Mailand — außer Geldzahlungen und Erbsprüchen. Die Gesandtschaft kam zur Krönung zu spät und mußte über die Brautwerbung und die Freundschaft noch wochenlang mühsam verhandeln. Wir haben darüber höchst anschauliche Berichte. Franz war aufgeräumt, aber zähe. Auf einem Ball bei der Herzogin von Vendôme sprach er lange mit Nassau und Sempy. Sie sagten ihm: „Majestät, Sie sind jung wie unser Fürst. Sie sind beide unbeschriebene Blätter und könnten zusammen einen segensreichen Anfang machen für die ganze Christenheit.“ Franz gab nicht etwa obenhin, sondern auf sein Ritterwort die Versicherung, daß ihm ebensosehr daran liege wie Karl. Die Damen des Hofes, die unter Franz I zunehmend eine gesellschaftliche und auch schon eine politische Rolle spielen sollten, bestürmten Nassau mit Fragen nach seinem Herrn und dessen Titeln und Reichen. Nassau gab vorsichtig, aber deutlich Bescheid, da er zu wissen glaubte, daß gleichzeitig der König von Aragon um die Hand der Renate für seinen zweiten Enkel, den Infanten Ferdinand, warb. In der Tat gewann man diesem das Geld ab.

Das war keineswegs bedeutungslos, denn der alte Ferdinand von Aragon sann auf alle Weise, seinem gleichnamigen und bei ihm erzogenen Lieblings-

enkel eine große Zukunft zu sichern. So hatte er den, schon vor Jahren wohl durch die Regentin Anna angeregten Gedanken einer Verbindung mit dem französischen Königshause lebhaft aufgegriffen und auch Maximilian durch kluges Eingehen auf dessen oberitalienische Neigungen für eine Förderung des Infanten gewonnen. Merkwürdig, wie die Unerfättlichkeit der Großväter Frankreich die Karten zuspielte.

Eben deshalb war der sonstige Ertrag der Pariser Verhandlungen für die Niederländer mager. Wir erfahren einiges über die letzten Streitpunkte, wenn für den Fall der Vertragsverletzung durch Frankreich die Grafschaft Ponthieu und die Somme-Städte an Karl fallen sollten, der auch die Hauptleute schon in Pflicht nehmen durfte, wie er denn sogleich als französische Verleihung auch die alte Composition d'Artois erhielt; umgekehrt sollten für den Fall der Vertragsverletzung durch die Niederlande Artois und Charolais heimfallen. Der Erzherzogin Margarete, deren Interessen Gattinara vertrat, wurden die beschlagnahmten Einnahmen aus Charolais und Zubehör gesichert. Ein Instrument vom 31. März nennt auch die beiderseitigen Freunde; viele decken sich; nur auf französischer Seite werden genannt Schottland, Venedig und andere italienische Staaten, Geldern und die Stände des Niederstifts Utrecht, sowie der Herr von Sedan. Nur auf burgundischer Seite Aragon (durch Geheimvertrag eingeschränkt), Cleve, Bischof und Stadt Cambrai, Bischof und Stadt Utrecht, die Schweizer und die Anhänger Karls in Geldern. Man sieht, wie wenig geschlossen sich noch diese Staaten fühlten. Im übrigen wurde der Vertrag über die zukünftige Heirat am Palmsonntag dem 2. April in Notre-Dame feierlich beschworen, nachdem noch eine Einwirkung auf den König von Aragon zur Rückgabe Navarras verabredet war.

Die Niederlande frohlockten über den Pariser Frieden, der ihrem Handel zugute kommen sollte. Heinrich von Nassau aber, ein Wittwer von 32 Jahren, hatte, unterstützt durch verwandtschaftliche Beziehungen in Paris, die Hand der Claudine von Chalon gewonnen, der späteren Erbin der Herrschaft Orange. Noch in demselben Sommer, nach dem Tode Johanns von Egmont, übertrug Karl an ihn auch die Statthalterschaft in Holland, Seeland und Friesland — alles dieses folgenschwer für das später souveräne Haus Nassau-Dracien.

Angesichts der ungelösten Spannung zum Könige von Aragon, der sich auch nach dem Testament von 1515 doch wieder mit dem Gedanken trug, für den Fall seines Todes wenigstens die einstweilige Regentschaft und die drei großen Ritterorden dem Infanten Ferdinand zu übertragen, schien es der burgundischen Regierung nötig, nach Spanien eine Persönlichkeit zu senden, die

ganz besonders von dem Vertrauen Karls getragen war. Man wählte Adrian von Utrecht, dessen Mission um so schwerer war, als er nicht nur zu Karls Gunsten werben, sondern nötigenfalls in dem ihm völlig unbekanntem Land sogar die vorläufige Regentschaft übernehmen sollte. Sicherlich gab es damals in den Niederlanden niemand, der dieser heiklen Doppelaufgabe wirklich gewachsen gewesen wäre. Die Anregung wegen Navarra gab man entsprechend der Pariser Abrede, aber wohl nur formell, durch einen Herrn von Marfilles nach Aragon weiter.

Neben den vorbeugenden Maßregeln in Frankreich und Spanien bedurften die Niederlande dauernd eines guten Verhältnisses zu England. Das wurde gewonnen in einem neuen Handelsvertrage von 1516. Kein geringerer als Thomas Morus, der damals längere Zeit bei Erasmus in den Niederlanden weilte, spielte dabei eine Rolle. Daß man auch sonst mannigfache Rücksichten nehmen mußte, lehrt der Empfang der Venezianer, die im Hinblick auf den Kaiser ostentativ unfreundlich behandelt, unter der Hand aber um so mehr hofiert wurden.

Ein gutes Jahr nach der Emanzipation Karls sammelte sich der Hof zu einer neuen, noch großartigeren Feierlichkeit, zu dem Trauergottesdienst für den am 23. Januar 1516 verstorbenen Großvater Karls, den König Ferdinand von Aragon. Ein grandioser Trauerzug bewegte sich am 13. März vom Herzogshof nach St. Gudule durch ein Spalier von 2000 Fackeln tragender Bürger. Die Kirche, mit den kostbarsten Teppichen und Gobelins geschmückt, im Schein unzähliger Kerzen. Von der Kanzel hielt Michel Pavye die Trauerrede — „in diesen Totentanz treten sie alle ein, König und Fürsten, das ist das unerbittliche Gesetz des Lebens! Szepter und Kronen werden zerschlagen. Gedenken wir, gedenken wir dieser Wendung unserer Freuden und Feste in Trauer und Wehklagen!“ Der junge Fürst saß gegenüber in Trauergewändern. Danach trat der Herold des Goldenen Vlieses auf, rief zweimal laut in die Kirche „Don Ferdinand“ — und dreimal die Antwort: „Er ist gestorben.“ Als bald sank die Königsstandarte von Aragon zu Boden. Abermals erhob sich der Herold und rief: „Es leben Doña Juana und Don Carlos, die katholischen Könige.“ Karl, der das Trauergewand abgelegt hatte, erschien auf einer Estrade, nahm einen am Altar geweihten Degen aus der Hand des Bischofs von Badajoz und schwang ihn in der Luft, die ein vieltausendstimmiges Hoch auf den König durchzitterte.

Das bedeutete das Ende der altburgundischen Zeit. Karl war nun König von Spanien neben seiner kranken Mutter. Vor seinen Blicken tat sich die Welt

auf, und die Niederlande waren bald nicht viel mehr als ein Stückchen in dem Weltreich, das er regieren sollte. Das Land seiner Geburt und seiner Jugend hatte ihm seine eigentümlichen Bildungsmöglichkeiten gegeben, eine ernste Lebensgrundlage und viel mehr noch eine höfische Haltung und hochfürstliche Ansprüche. Die Begriffe der Ehre und des Kampfes für den christlichen Glauben, wie sie der Orden verkündete, waren tief in ihn eingesenkt. Die Formen aber, in denen man sich bewegte, waren die einer absterbenden Zeit. Aus einer politisch und geistig altmodischen Gesellschaft trat Karl, noch erfüllt von ihren Idealen, in die große Welt. Sonderbar, wie hier Altes und Junges zusammenstießen; aber vielleicht ist auch das, wie so vieles in diesem ungeheuren Leben, allgemein menschlich. Jede Generation muß durch die Vermächtnisse der Vorzeit zu dem Eigenen.